

(Nachdruck verboten.)

21

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Hundert Meter weiter herauf trennte eine hohe, aus Ziegelsteinen aufgeführte Mauer den Park von den Stallungen, und als William und Esther sich nach links gewandt hatten, erklärte William ihr, daß die sämtlichen niedrigen Gebäude, die sie dort sehe, Ställe seien. Hinter den vielen Thüren, an denen sie vorüberkamen, hörten sie das Getrappel von Pferden und das Klirren von Ketten. Dann kamen sie auf einen großen, schönen Hof, auf welchen die Hinterfenster des Hauses blickten; man sah Giebel und grünberante Thüren am Hause, und durch die großen Küchenfenster konnte man die zahlreichen Diensthöten hin und her gehen sehen. Am Ende des Hofes war ein Gitter; dies führte in den Park hinein und war wie das vorher von einem hohen grünen Bogen überwölbt. Eine Reihe von Pferden kam eben auf das Gitter zu, und William eilte hin, es zu öffnen. Die Pferde waren alle mit grauen Decken behängt, auf dem Kopfe trugen sie Kapuzen, und durch die Augenlöcher darin sah Esther die großen, runden, schwarzen Augen der Tiere. Sie wurden von sehr kleinen, häßlichen Jungen geritten, die ihre kurzen Beine hin und her schlenkerten und die Tiere mit grünen Zweigen schlugen, wenn Sie ihre Köpfe vornüber beugten, um am Zaum zu beißen. Als William zurückkam, sagte er:

„Sehen Sie mal da den dritten, das ist er; das ist Silberschwanz!“

Ein ungeduldiges Klopfen an dem einen Küchenfenster störte ihn in seiner Bewunderung. Er wandte sich schnell um und sagte:

„Vergessen Sie nicht zu sagen, daß der Zug Verspätung hatte. Sagen Sie ja nicht, daß ich Sie aufgehalten habe, sonst krieg' ich was Ordentliches ab. Hier —“ und er zeigte ihr die Thür, die in einen breiten, mit Kofosmattmatten belegten Korridor führte. Sie gingen diesen Korridor entlang; die erste Thür führte in die Küche, und Esther war ganz erstaunt, als sie den prachtvollen Raum sah, der die Küche darstellte. Die Kochmaschine füllte fast die ganze eine Seite aus, und wohl ein Dutzend Kochtöpfe standen darauf und summten leise. Die Küchenschränke reichten fast bis zur Decke hinauf und waren mit einer Menge von Tellern, Tassen und Töpfen angefüllt. Esther dachte sofort, welche Mühe sie sich geben wollte, alles stets ebenso blank zu erhalten, wie es jetzt war; aber die elegant gekleideten Diensthöten in ihren weißen Hauben, die um den weißen Tisch herumschritten, dienten nur dazu, ihre Zweifel an sich selber noch zu vermehren.

„Hier, Mutter, hier ist das neue Küchenmädchen.“

„So? Wirklich?“ sagte Mrs. Latch; sie blickte von der Platte auf, auf der eine Reihe von Törtchen standen, die sie aus dem Backofen genommen hatte und mit Gelee füllte. Die Ähnlichkeit zwischen Mrs. Latch und ihrem Sohne fiel Esther sofort in die Augen. Zwar hatte die Mutter schon ganz graue Haare, aber bei ihr, wie bei William, war die Nase der hervorragendste Zug im Gesicht.

„Nun werdet Ihr mir natürlich erzählen, daß der Zug Verspätung gehabt hat. Was?“

„Nawohl, Mutter,“ sagte William rasch. „Der Zug hatte eine Viertelstunde Verspätung.“

„Dich, Du fauler, nichtsnutziger Vagabund, hab' ich nicht gefragt! Wahrscheinlich hat der Zug gar keine Verspätung gehabt, sondern Du hast das Mädchen aufgehalten. Ich möchte nur wissen, wie ich fertig werden soll? Sechs Gäste zu Tisch und ich den ganzen Tag ohne Küchenmädchen. Wenn Margarete Gale nicht herunter gekommen wäre, mir zu helfen, so wüßte ich überhaupt nicht, was geworden wäre, und auch so wird mein Mittagessen zu spät fertig werden.“

Die beiden Hausmädchen standen in ihren hübschen Kattunkleidern da und hörten zu. Esthers Gesicht bewölkte sich, und als Mrs. Latch ihr nun kurz befahl, rasch Gut und

Sacke abzulegen und sich ans Gemüjewaschen zu machen, damit sie sehen könnte, was sie verstände, gab Esther zuerst keine Antwort. Dann wandte sie sich ab und sagte halblaut:

„Ich muß mich doch zuerst umziehen, und meine Kiste ist noch nicht vom Bahnhof heraufgebracht worden.“

„Ach, was! Sie können Ihr Kleid aufstecken, und Margarete Gale wird Ihnen 'ne Schürze leihen.“

Esther zögerte einen Moment.

„Was Sie da anhaben, sieht gerade nicht aus, als ob viel daran verdorben werden könnte; also vorwärts!“

Die Hausmädchen lachten laut auf, aber über Esthers Antlitz flog ein Ausdruck so mürrischen Eigensinns, daß er selbst ihre weiß und rosigen Wangen zu verdunkeln schien.

II.

Das Zimmer hatte an einem Ende eine abgeschrägte Decke, und durch die Fensterscheiben fiel das helle Sonnenlicht auf eine blau- und weißgemusterte Tapete. An einigen in die Thür geschlagenen Nägeln hingen bunte Kattunkleider; an der Wand hingen zwei Bilder, kolorierte Zeitungen aus illustrierten Zeitungen; auf dem Kaminsims standen Photographien der Familie Gale in ihren Sonntagskleidern und die grünen Vasen, welche Sarah Margareten zum letzten Geburtstage geschenkt hatte.

In einem schmalen, niedrigen, eisernen Bett, in den vollen Strahlen des Sonnenlichts, dicht vor dem Fenster, lag Esther mit offenen Augen, halb erwacht, halb noch von Träumen umfungen. Sie blickte auf die Uhr; es war noch zu früh, aufzustehen, und sie erhob ihre Arme, um sie behaglich unter dem Kopfe zu kreuzen; aber plötzlich fielen ihr wieder die Ereignisse von gestern ein, und ein Schatten überflog ihr Gesicht. Sie hatte sich geweigert, das Gemüse zu waschen. Sie hatte der Köchin nicht geantwortet, und diese hatte sie aus der Küche hinausgeworfen. Der augenblicklichen Eingebung ihres Mergers folgend, in der Hoffnung, daß sie möglicherweise nach London zurück zu Fuß gehen könnte, war sie wild aus dem Hause gerannt, aber nach wenigen Schritten schon hatte William sie eingeholt, hatte freundlich mit ihr geredet und sie von ihrem thörichten Vorhaben abgebracht. Sie hatte versucht, sich von ihm loszureißen, und als ihr dies nicht gelang, war sie in Thränen ausgebrochen; William war aber so freundlich zu ihr gewesen, daß sie es schließlich zuließ, daß er sie zurückführte, und er hatte ihr eine Versicherung über die andre gegeben, daß er die Sache zwischen ihr und seiner Mutter schon in Ordnung bringen werde. Mrs. Latch hatte ihr aber den Eintritt in die Küche verboten, und sie hatte sich auf ihr Zimmer zurückziehen müssen. Nun überdachte sie ihre Lage. Selbst wenn man ihr die Rückfahrt nach London vergütete, wie sollte sie es wagen, ihrer Mutter gegenüberzutreten, und was würde der Vater sagen? Er würde sie gewiß zum Hause hinauswerfen.

Und warum das alles? Sie hatte doch nichts Unrechtes gethan! Warum mußte die Köchin sie beleidigen?

Als sie ihre Strümpfe angezogen hatte, pausierte sie einen Augenblick und dachte nach, ob sie wohl Margarete Gale aufwecken sollte.

Margaretens Bett stand in dem Schatten der schräg herabfallenden Decke. Sie lag in tiefem Schlafe da, ein Arm hing ihr herab, und ihr kurzes, breites Gesicht war dem Lichte zugewandt. Sie schlief so fest, daß Esther sich fast fürchtete, sie zu wecken, aber plötzlich öffnete sie ihre Augen und blickte Esther befremdet an, als käme sie aus andren Welten zurück. Sie rieb sich die Augen und fragte:

„Was ist die Uhr?“

„Eben sechs.“

„Dann haben wir noch massenhaft Zeit; vor sieben brauchen wir nicht unten zu sein. Ziehen Sie sich nur vollends an, ich werde warten, bis Sie fertig sind. Beide zugleich können wir's ja hier nicht. Wie kann man nur zwei Mädchen in einem solchen Loch von Zimmer schlafen lassen? Auch nur ein Spiegel ist da, und der ist wahrhaftig nicht größer als meine Hand. Ihren Reiseforb werden Sie unter Ihr Bett stellen müssen. In meiner letzten Stelle hatte ich ein wunderschönes Zimmer, mit 'nem Brüsseler Teppich und 'nem Waschtisch mit 'ner Marmorplatte. Hier würde ich nicht drei Tage ge-

blieben sein, wenn nicht —“ Das Mädchen lachte und drehte sich im Bette herum.

Either gab keine Antwort.

„Na! finden Sie das nicht auch? Ist dies nicht ein schenliches Doch für zwei Mädchen? Wie war es denn auf Ihrer letzten Stelle?“

Either erwiderte, daß sie noch nicht lange im Dienst sei, und Margarete war zu sehr in ihre eignen Gedanken vertieft, um auf die Kürze der Antwort zu achten.

„Etwas hat Woodview vor andren Stellen voraus: das ist das Essen. Wir bekommen so viel, wie wir nur wollen, und wenn die alte Köchin nicht so geizig wäre, würden wir sogar noch mehr bekommen. Um recht viel Profit zu machen, knapft sie uns morgens den Speck ab. Aber dabei fällt mir ein, Sie wissen doch, daß die Köchin Ihnen jetzt böse ist. Sie müssen wieder gutfreund mit ihr werden, wenn Sie hier bleiben wollen!“

„Warum brauchte sie mir denn zu sagen, ich soll aufwachen und Gemüse putzen, wenn ich doch noch nicht Zeit gehabt, mich umzuziehen?“

„Ja, nett war es nicht von ihr, aber so ist sie immer; sie plagt die Küchenmädchen so viel sie kann; geizern abend aber hatte sie es wirklich eilig, es war ja Gesellschaft zu Tisch; ich hätte Ihnen gern eine Schürze geliehen, und das Kleid, das Sie anhaben — sah wirklich nicht aus, als wär' es zu schade gewesen.“

„Soll man etwa, weil man arm ist . . .“

„Ach wo! Das mein' ich nicht. Ich weiß gut genug, was es heißt, arm sein.“

Margarete legte ihr Korsett an und ging nach der Thür, um ihr Kleid zu holen. Sie war ein recht hübsches Mädchen mit feder Nase und großen, hellen Augen; ihr Haar war heller als Ethers, und sie hatte es ganz glatt zurückgebürstet, um die auffallende Kürze ihres Gesichts zu verbergen, welche ihr einziger Fehler war.

Either war niedergemüthet und sprach ihr Morgengebet, als Margarete sich umdrehte, um ihre Stiefel zuzufnüpfen.

„Was!“ rief sie in höchstem Erstaunen: „Glauben Sie wirklich noch, daß Beten was nützt?“

Either bliete ärgerlich empor.

„Ich will gar nichts gegen das Beten sagen, aber wenn ich Sie wäre — vor den andren — ich weiß nicht — die werden Sie furchtbar aufziehen damit.“

„O Margarete! Ich hoffe nicht, daß sie so gottlos sein werden, darüber zu spotten. Aber eigentlich ist es ja ganz egal, was sie von mir denken; lange werde ich doch wohl nicht hier bleiben!“

Als sie nach unten kamen, öffneten sie die Fenster und Thüren, und Margarete fühlte Either herum, zeigte ihr, wo die Sachen alle waren und für wie viele sie den Tisch zu decken hatte. Die Speckschnitten prasselten eben in der Pfanne, als eine Menge Jungen und Männer mit vielem Geräusch den Korridor herabgeeilt kamen. Sie riefen Either zu, sich zu beilehen, da sie sich verspätet hätten.

Either wußte nicht, wer sie waren, aber sie bediente sie, so gut sie konnte. Sie schlangen ihr Frühstück eilig hinunter und rasten dann davon, den Ställen zu. Noch waren sie nicht lange aus der Küche heraus, als der Squire und sein Sohn Arthur im Hofe erschienen. Der „Alte“), wie alle ihn nannten, war ein Mann von mittlerer Größe. Er trug Kniehosen und Samaschen, in denen seine Beine unförmlich dick aussahen. Sein Sohn war ein schmalbrüstiger, untersehter, junger Mann, fast lächerlich mager und mit scharfem, spitzem Gesicht; auch er trug Kniehosen und Samaschen, und an seinen Stiefeln waren lange Sporen befestigt. Mit seinem fahlen, gelben Haar sah er beinahe komisch aus. Aber sowie er im Sattel saß, erschien er als ein ganz anderer. Er ritt ein wunderbares kastanienfarbenes Pferd; nur schien es Either ein bißchen mager zu sein. Die häßlichen kleinen Jungen, die ihr gestern schon aufgefallen waren, sahen auf ebenso mageren Pferden. Der Squire ritt eine kräftige, graue Mähre und betrachtete mit tiefstem Interesse das Pferd seines Sohnes sowie ein braunes Tier, das den Kopf hoch in der Luft hielt und das vom kleinsten der Jungen, einem winzigen, sommersprossigen, rothaarigen Kerlchen, geritten wurde.

„Das ist Silberchwanz, das braune da, das der „Kleine Teufel“ reitet; das kastanienbraune ist Bayleaf, den reitet

„Ginger“); der hat den City- und Vorstadtpreis gewonnen. Ah, das war damals 'ne famose Zeit; wir hatten alle darauf gesetzt; zwanzig zu eins war die Wette, und ich gewann zwölf-einhalb Schilling. Grover gewann über dreißig Schilling. Und man munkelte, daß John, der Haushofmeister, ein kleines Vermögen gewonnen hat, aber der — das ist so 'n Heimlicher, der sagt keinem Menschen was. Die Köchin hat gar nicht gewettet, sie behauptet, Wetten sei der Fluch der Dienstboten. Sie wissen doch, daß man behauptet, ihr verstorbenen Mann habe sich durchs Wetten ruiniert. Er war Verwalter hier beim Vater des jetzigen Squire.“

Nun erzählte Margarete alles, was sie von diesen Geschichten wußte. Der verstorbene Mr. Latch hatte als Verwalter das vollste Vertrauen genossen, und größere Geldsummen, über die er nie zu näherer Rechenenschaft gezogen wurde, waren fortwährend durch seine Hände gegangen. Gegen alle Erwartung wurde Marksman beim Chester Cup-Rennen geschlagen, und die ganzen Besitzungen des Squire wurden unter gerichtliche Verwaltung gestellt. Unter dem neuen Regiment wurden die Dinge nun genauer genommen, und es stellte sich heraus, daß die Abrechnungen des Mr. Latch nicht befriedigend lauteten. Der Verwalter war durch die Niederlage des Marksman ebenso schwer betroffen worden wie der Squire, und hatte, um die Ehrenschulden zu bezahlen, einen Griff in die ihm anvertrauten Kassen gethan, in der sicheren Hoffnung, das Geld binnen weniger Monate zurückzahlen. Der Ruin des Squires kam seinen löblichen Absichten aber zuvor; man drohte ihm mit einem Prozeß, doch wurde dieser noch glücklich niedergeschlagen dadurch, daß Mrs. Latch nicht allein ihre ganzen Ersparnisse hergab, um seine Schulden zu bezahlen, sondern freiwillig noch für eine ganze Reihe von Jahren auf ihren Lohn verzichtete. Bald darauf starb der alte Latch. Der Squire kam durch einige glücklichere Wetten wieder auf die Beine. Die Sache geriet bald in Vergessenheit, bis sie allmählich zu einer Art Familienlegende der Latch wurde. Für andre wenigstens; für Mrs. Latch selbst blieb die Sache jedoch ein unheilbarer Kummer. Und um ihren einzigen Sohn den Einflüssen zu entziehen, welche ihrer Meinung nach seines Vaters Tod verschuldet hatten, hatte Mrs. Latch jedes Anerbieten des Mr. Barfield, William in seine Dienste zu nehmen, bisher ausgeschlagen. Gegen ihren Willen hatte man ihn reiten gelehrt, in der Hoffnung, einen Jockey aus ihm zu machen. Zu ihrer großen Freude jedoch wurde er so groß, daß diese Möglichkeit bald ausgeschlossen war. Dann hatte sie ihn in einem Geschäft in Brighton untergebracht; aber seine große und wohlgebaute Gestalt verlangte nach der Livree, und zu Mrs. Latch großem Kummer machte Mr. Barfield ihr einen diesbezüglichen Vorschlag. — „Warum,“ schrieb sie, „können Sie mir meinen Sohn nicht lassen?“ — denn ihr schien es, als wäre er nicht mehr ihr Sohn, wenn er erst die verhaßte Livree mit den blanken Knöpfen und der Kokarde trüge; abgesehen davon, daß sie nie vergessen konnte, wie groß die Latches einst dagestanden hatten.

„Heute morgen,“ sagte Margarete, „wird, glaube ich, ein Versuchrennen sein. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Silberchwanz keine Decke um hatte? Außerdem reitet „Ginger“ immer selbst in den Versuchrennen.“

„Was ist denn das — ein Versuchrennen?“ fragte Either. „Aber sind denn das Wagenpferde? Sie sehen ja so mager aus!“

„Ist die dumm! Wagenpferde! Verstehen Sie denn rein gar nichts davon? Können Sie denn nicht sehen, daß das Rennpferde sind?“

Either ließ beschämt den Kopf hängen und murmelte etwas, was Margarete nicht verstand.

„Um die Wahrheit zu sagen,“ fuhr Margarete fort, „wußte ich auch nicht viel davon, als ich herkam; aber hier hört man ja von gar nichts anderm sprechen, und dabei fällt mir ein — wissen Sie, wenn Sie die Stelle behalten wollen, dürfen Sie nie eine Silbe über die Pferde sprechen; wenn man Sie fragt, dürfen Sie von nichts wissen; deswegen ist Jim Story entlassen worden; der erzählte im „Noten Löwen“, die Valentine sei lahm geworden. Wer es dem „Alten“ wiedererzählt hat, wissen wir alle nicht. Ich glaube, daß es Mr. Leopold war, denn der weiß immer alles. Aber

*) The Gaffer, ein unnaahmlicher Ausdruck, eine vulgäre Zusammensetzung aus grand father; zugleich ist es auch im Sportjargon eine verächtliche Bezeichnung für einen Pferdetrainer.

*) Ginger ist im Slang der Spottname für gelb- und rot-haarige Menschen; aber die deutschen Bezeichnungen „Rotkopf“ oder „Fuchs“ geben eine gewisse Nuance der humoristischen Verächtlichmachung nicht wieder, die im englischen Ginger = Ingwer liegt.

ich wollte Ihnen erzählen, wie ich das alles über die Rennpferde gelernt habe. Jim Story hat es mir erklärt. Jim war mein Schatz. Wir haben jede hier einen. Sarah läuft immer dem William nach, wissen Sie, das ist der lange Mensch, der Sie gestern in die Küche führte. Jim sprach nie von was andern als von Pferden. Jeden Abend gingen wir zusammen in den Holzschuppen, das heißt, wenn es regnete, bei schönem Wetter gingen wir spazieren. Wenn Jim nicht entlassen worden wäre, hätte ich ihn sicher geheiratet. Das ist eben das Schlimme bei uns Diensthöfen. Man hat den armen Jim rausgeworfen wie einen Hund! Gewiß war es nicht recht von ihm, zu erzählen, das Pferd sei lahm geworden, das geb' ich zu, aber darum brauchte man ihn doch nicht gleich rauszuwerfen."

Either hörte kaum auf das Geschwätz Margareten's. Sie war in die Betrachtung ihrer eignen unsicheren Stellung vertieft. Wird man sie gleich am Nachmittage wieder fortgeschickt oder sie eine Woche lang behalten? Wird man ihr den Lohn für eine Woche zahlen oder wird man sie mit leeren Händen fortgeschicken, so daß sie sich nach London zurückbetteln müßte? Was sollte sie nur thun, wenn man sie am Nachmittage entlasse? Zu Fuß nach London zurückgehen? Wird das möglich sein? Sie wußte nicht, wie weit es war, aber die Fahrt war ihr gestern sehr lang erschienen; sie war an Wäldern, an Flüssen, an Städten vorbeigekommen; nein, niemals würde sie den Weg zurückfinden. Außerdem konnte sie ja ihre Kiste nicht tragen. Was sollte sie also anfangen? Keinen Freund in der Welt, keinen Heller Geld. O! warum mußte solch ein Unglück gerade ein armes junges Mädchen treffen, das noch keinem Menschen Böses zugefügt hatte? Und wenn man ihr selbst die Rückfahrt vergütete, sollte sie nach Hause gehen? Zu wem? Zu ihrer Mutter, zu ihrer armen, alten Mutter, die in Thränen ausbrechen und sagen würde: "O mein armer Liebling, was sollen wir nur anfangen? Dein Vater wird dich hier nicht dulden."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Ofen.

Skizze von Abraham Reizen.

Die sechs Scheiben der zwei kleinen Fenster, die auf die Straße hinausbliden, sind mit einer dicken Eiskruste überzogen, auf der sich phantastische Blumen abzeichnen. In der kleinen Stube ist es kalt, und die Kälte erfüllt die Bewohner mit Schreden. Freide, die Hausfrau, hat sogar heute früh geheizt, aber der Frost ist viel zu stark, als daß er sich durch die paar Stücker Holz, die Freide in den Ofen geworfen, hätte abschrecken lassen. Und mehr hineinlegen, das ging nicht; sie durfte nicht das teure Holz verschwenden. Ihre Rechnung kennt sie nur zu gut. Sie hat gestern früh nachgezählt, es waren 25 Stück Holz da, eigentlich waren es 26, zwei waren aber so dünn, daß sie nicht mehr als für ein Stück gelten konnten; gestern hat sie fünf Stück verbraucht, das Herz hat ihr dabei weh gethan; heute mußte sie, da der Frost stärker geworden, schon sechs Stück einlegen; schließlich legte sie noch ein dünnes Stück nach. Sie that es mit einem tiefen Seufzer; es war eins von jenen zwei dünnen Scheiten.

Und heute ist erst Mittwoch. Bleibt noch etwas Holz für Donnerstag früh, für Freitag zum "Chalech" baden und für Schabbes, den Schalet aufzuwärmen.

Der Himmel weiß, ob es bei der größten Sparfameit reichen wird. Zur Nacht heizen, daran ist nicht zu denken.

Und ihr Mann Chaim ist ein schwacher Mensch, ein "zerbrochener", ohne "Leib" und ohne "Leben". Um einen warmen Ofen hätte er alles dahin gegeben. Er hatte sich so sehr an Wärme gewöhnt. Früher einmal, da er noch jung und gesund gewesen und noch nicht als Schlemmler so sehr verschrien war, da hatten einflußreiche Verwandte ihn bei Väre Wolfsohn im Waldgeschäft untergebracht. Da hatte er es warm! Die Angestellten pflanzten den Ofen so zu heizen, daß man an ihn nicht herangehen konnte. Das ist aber schon lange her; zehn Jahre werden es schon sein. . . . Man hielt ihn dort nicht lange. Der Kaufmann brummte immerwährend, daß Chaim unbrauchbar, daß Chaim zu zimperlich sei; das sollte heizen, daß Chaim zu ehrlich sei. Er brummte und brummte, bis er ihn entließ. Chaim hatte schon den Kaufmann mit seinem Walde vergessen, er hatte noch einige andre Stellen gehabt, und auch diese vergessen.

Jetzt sitzt er schon lange ohne jede Stelle. . . . Er hatte auch das vergessen. . . .

Den warmen Ofen aber, da drüben im Walde, den kann er nicht vergessen. Den ganzen kalten Winter steht er ihn vor Augen, warm und freundlich und lächelt ihn an. . . .

Und jetzt, da er am Tisch sitzt und vor Kälte zittert, malt ihm seine Phantasie jenes Zimmer mit dem warmen Ofen. Er verfinst in Erinnerung und es entfährt ihm unwillkürlich: "Jetzt sitzen jene am Ofen! Eine Erquickung!"

Freide hört es. Sie weiß an welchen Ofen er denkt. Es ist nicht das erste Mal, daß sie zur Winterzeit ihn von jenem Ofen schwärmen hört. Es verdrückt sie aber, daß er ohne Beschäftigung ist und sie äßt ihm nach: "Jener Ofen, jener Ofen! . . . Gättest Du lieber jene Stelle, wäre ein Ofen schon auch da. . . ."

Chaim stellt sich, als hörte er nicht, er seufzt nur auf und schweig. Was sollte er auch antworten; sie hat wohl recht. Bald aber erhebt er sich, reibt sich die kalten Hände und sagt mit fester Zuversicht: "Der Frost wird nicht lang halten! Er darf nicht lang halten! Er wird bald plagen, zum Neumond muß er plagen. . . ."

"Ja, natürlich wird er plagen!" höhnt Freide. "Lang warten können wir."

Eigentlich hofft Freide auch, daß der Frost nicht mehr lange anhalten werde. Wer weiß aber? Man soll sich nie wundern, vielleicht hat Gott kein Erbarmen, und der Frost hält noch lange. Sie will sich lieber schon jetzt an den traurigen Gedanken gewöhnen.

Im Stübchen wird es wieder still. Chaim blickt zum kalten Ofen hinüber, — da steht ein kleines Jungchen, sein jüngstes.

"Wo bist Du, Bärele?" fragt der Vater.

"Hier, am Ofen," antwortet ein heiseres Stimmchen.

"Am Ofen?" wiederholt Chaim und macht ein Gesicht, als gälte es den feinsten Lederbissen. "Nur, was, warm, was?"

"Nur an einer Stelle, da, in der Mitte, da ist's warm. . . . Da gerade im Rücken."

Der Vater erhebt sich am Tisch und sieht mit hungrigen Blicken nach der Seite hin, wo der Ofen steht.

"Dir ist kalt, Vater?" fragt das Kind. "Komm, wärme Dich."

"Nein," sagt der Vater verlegen, "ich will nur nachsehen, ob es warm ist. . . . Er kommt an den Ofen heran, drückt die Hand gegen die warme Stelle und sagt voll Begeisterung: "Wirklich warm. . . . was sagt Ihr dazu? . . . Wenn Du willst, mein Sohn, laß die Mama sich ein bißchen wärmen."

"Reichel!" antwortete Freide böse, wie sie stets thut, wenn ihr Mann lieb zu ihr ist. "Reichel, ich erfriere nicht."

"Geh, Mutter, geh!" bettelt Bärele. Er tritt vom Ofen zurück.

"Bleib stehen, mein Sohn, bleib. Der Arme! Ihm ist kalt."

Chaim läßt den Kopf hängen und tritt an den Tisch zurück. Er seufzt tief auf; aus seinem Munde dringt der Atem wie ein weißes Wöllchen.

Eine Stunde später schläft das Kind. Freide ist zu einer Nachbarin hinübergegangen. Sofort stürzt Chaim zum Ofen. Mit erfrorenen Fingern tastet er nach der warmen Stelle. Er tastet immer wieder, findet sie aber nicht. Der Ofen ist schon ganz kalt, "kalt wie Eis". . . .

"Schon ka—a—alt?" . . . murmelt er, mutlos und verzweifelt, indem er einen betwirrten Blick nach dem vereisten Fenster hinüber wirft. . . .

Die Ausstellung für Moorkultur und Torfindustrie.

Wer in dieser Woche den Eisenpalast am Lehrter Bahnhof besucht, in dem in jedem Jahr vom Mai an die vielen Wälder hängen, muß beim ersten Anblick wohl mit einem Male aufpassen, besonders wenn er zu den eifrigen Ausstellungsgängern gehört.

Das soll eine Ausstellung sein? Alles wie Kraut und Rüben durcheinander, von einer "Aufmachung" auch nicht die Spur. . . .

Wohl, wohl! Ist mir auch so ergangen. Zu Anfang. Bald war ich aber froh, daß man mich selber gucken, schauen und vergleichen ließ, und als ich nach einigen Stunden wegging, war mir so leicht, daß ich schier meines Schmutzens vergessen hatte.

So ganz ohne Gliederung ist die Ausstellung da draußen nicht. Man will uns zeigen: 1. Was ein Moor ist, was darin lebt und wächst. 2. Wie weit man in der Moorkultur heute ist. Und 3. welche industrielle Verwendung der bisher so gar nicht geachtete Torf schon gefunden. Das sind drei Teile und so viele genügen schon zu einer ganz anständigen Predigt.

Wie viele in der Großstadt wissen, welcher Unterschied zwischen einem Hochmoor und einem Niedermoor besteht? Geh' hinaus, lieber Leser — ein Blick genügt. Wer hat schon ein Mineralmoor gesehen, aus dem die Säuerlinge duftendweise, manche mit einem wahren "Gepolter" dringen? Die Ausstellung führt die "Soos" bei Franzensbad vor, aus der der größte Teil des Moorjalzes, der Moorlange usw. stammt, die hier im Handel zu haben sind.

Wenn man die Produkte der heutigen Moorkultur vor sich sieht, denkt man nach dem ersten Blick wohl am allerwenigsten an das Moorland, auf dem sie gewachsen. Da sind Futter-Mohrrüben, so groß und schwer, daß man mit ihnen einen Ochsen niederzählen könnte; Kunkelrüben, die auf einem Hektar einen Ertrag von 99 000 Kilogramm ergaben; Sted- und Wasserrüben von der Größe eines ausgewachsenen Kürbisses. Auf dem bearbeiteten und geäderten Moorboden gedeihen Kartoffeln, Hafer, Roggen, Sommerweizen, viele Wiesengräser, Alee, Bohnen, Kohl; wo früher elendes Gesümpf war, laden jetzt ertragreiche Obstplantagen. Gleich im ersten Saale ist eine Zusammenstellung von Hafergärten. Was auf einem Quadratmeter gewachsen, ist zusammengebunden. Die erste Aussaat geschah am 17. Februar, die letzte am

7. April. Und da ergab sich das Eigentümliche, daß die Garbe von der ersten Saat um gut ein Drittel höher und voller in den Rippen war, als die von der letzten. Der Moorhafer ist zwiefarben. Ein Korn ist weiß, das andre bräunlich-schwarz. Auch der Moorroggen ist bunt, manchmal im Korn so klein und ungleichmäßig, daß man in Süddeutschland zu ihm schon „Hühnerfutter“ sagen würde.

Selbst Küchenkräuter gedeihen auf dem „Kultur-Moor“. Porree und Petersilie sind in wahren Riesenzemplaren vertreten. Wie das Zeug schmecken wird, ist freilich eine andre Frage.

Interessant ist die Vorführung, wie kräftig und lang die Kiefer ihre Wurzeln entwickelt, wenn sie auf bearbeiteten und gedüngten Moorboden gesetzt wird.

Das Kolonistenhaus mit vollständiger Einrichtung aus der Moor-Kolonie Schmalenbeck wird jeden interessieren.

Und nun zur Torfindustrie. Sie ist schon ziemlich umfangreich. Zerriebener Torf dient als Streu zu den verschiedensten Zwecken. Torfwohle findet dieselbe Verwendung wie Holzwohle. Papier wird aus Torf hergestellt und künstliches Holz, das man schneiden, schleifen und polieren kann. Es giebt Torfbriquetts und Torfcoaks. Verbandzeug, Pferdebedecken, Gewebe für Kleider, die wie Loden aussehen, alles wird aus Torf gefertigt. Man sieht gepreßten Torf, der so hart und schwer ist wie eine Steinplatte, andern wieder leichter als Filz. Vom sahlen Weiß bis zum tiefen Schwarz laufen die Farben. Sogar als Futtermittel kann Torfmoos Verwendung finden.

Und nun zum Schluß etwas für die „schweren Reiter“ unter den Lesern. In Preußen bilden die Moore 6,3 Proz. der gesamten Bodenfläche. Das sind rund 400 Quadratmeilen oder 2 1/4 Millionen Hektar. Welchen Fegen das ausmacht, mag die Thatfache verdeutlichen, daß das ganze Königreich Württemberg nicht mehr als 342 Quadratmeilen mißt. Nun ist aber von den deutschen Ländern nicht Preußen allein mit Mooren „gesegnet“; Oldenburg besieht fast zu einem Viertel aus Moorland, Mecklenburg, Bayern, Württemberg besitzen Moore die Menge. All diese riesigen Landstrecken sind Jahrhunderte hindurch so gut wie ungenützt geblieben, erst seit einem Menschenalter etwa ist es etwas anders geworden. Im Jahre 1883 trat der Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche in Wirklichkeit. Was er und andre bisher geleistet, sind Anfänge, kleine Anfänge. Wie viel tausend und abertausende aber könnten... Halt! Da wären wir ja auf dem schönsten Wege in ein andres Ressort.

Ausstellungen sind dazu da, um angesehen zu werden. Alles Gerede und Geschreibe über sie kann nur ein Hinweis sein. —

in den beim Schreiben beteiligten Muskeln handelt. Der Schreibkrampf beginnt gewöhnlich mit Ermüdung bei längerem Schreiben, dann tritt eine Verlangsamung der Schreibarbeit überhaupt ein, und weiterhin kommt der Betroffene zum Bewußtsein, daß sich die Muskeln krampfhaft spannen und der Federhalter übermäßig festgehalten wird; so geht es fort bis zu den bekannten Erscheinungen, die das Schreiben fast zur Unmöglichkeit machen. Bei der von Dr. Slansky beobachteten Schreibstörung liegen die Verhältnisse wesentlich anders, der Kranke ermüdet, wenn er sich unbeobachtet weiß, nicht schneller als jeder andre, und auch die Beschaffenheit der Schrift ist so lange tadellos. Der Arzt dachte auch an den Einfluß einer etwa vorhandenen Rückenmarkschwindsucht, ließ aber diese Vermutung fallen. Er findet die Erklärung schließlich nur in der Annahme eines geistigen Ursprungs. Jeder Mensch wird nach starken Aufregungen irgendwelche Verzerrungen mit der Hand, und so auch das Schreiben, schlechter besorgen als sonst. Bei Personen, die für Nervenkrankheiten veranlagt sind oder auf andre Weise, namentlich durch Alkoholmißbrauch in der Gesundheit ihrer Nerven geschädigt sind, werden solche Störungen leicht und heftig auftreten. Das einmalige Mißlingen einer Abschrift nach einer größeren Aufregung kann die Angst erzeugen, daß die frühere Zuberlässigkeit des Schreibens verloren gegangen sei. Diese Angst muß sich bei jeder Wiederkehr eines solchen Versagens steigern. Danach kann man die Schreibangst als eine ähnliche Krankheit bezeichnen wie die Platzangst, die Angst vor dem Aufenthalt in engen Räumen, die Eisenbahnangst und andre derartige Zustände. Eine Besserung der Schreibangst kann erzielt werden durch Erholung und durch Nervenstärkung mittels Elektrizität und Massage. —

Humoristisches.

— Angenehme Aussicht. „Sagen Sie Herr Vater, ziehen Sie auch Zähne?“

„Dös schon, aber da müssen's mit hinüber nach der Regalbahn kemma, hier in der Stub'n hab' i kan Platz dazu.“ —

— Idyll. Fremder: „Wie ist denn das Raufen bei dem Schlächtesten neulich verlaufen?“

Wirt: „D, das war a Vergnügen zulezt; wie die Hitzlöpf nicht auseinander zu bringen war'n, — da hab' ich a Topf Wurstsupp'n genommen und ihnen über die Köpfschütt'... nacha haben's sich gegenseitig abgeschüttelt!“ —

(„Lustige Blätter.“)

— Aus der Mappe eines schwäbischen Bezirks-Schulinspektors werden der „Täglichen Rundschau“ folgende Humoristika mitgeteilt: „Wer war Gustav Adolf?“ fragt der Schulinspektor. „Er war ein edler Mann, er stiftete den Gustav Adolfs-Verein, kam den Evangelisten zu Hilfe, schlug die Schlacht bei Waterloo und starb im Frieden.“ — „Wer war Simson?“ „Es war ein Piarer, sing 100 Fische (Nichter 15, 4), legte ihnen einen bremenden Bündel (Zunder) unter den Schwanz und jagte sie ins Kornfeld der Philister.“ — „Bodurch nützen uns die Pferde?“ „Durch ihren Verstand und ihren Dung.“ — „Was ist Elektrizität?“ „Wenn man der Klage bei Nacht über den Schwanz streicht, dann thut es einen Knaller — das heißt man Elektrizität.“ — „Wenn Dein Bruder sechs Äpfel hat und er soll Dir die Hälfte geben, wie viel bekommst Du dann?“ Antwort (mit weinerlicher Stimme): „An goziga Schnitz“ (ein einziges Schnitzteilchen). — „Wieviel ist eins und eins?“ (zu einem siebenjährigen Mädchen): „D Herr, so weit send mir no net lomma!“ — Ein Dorfschullehrer wird darauf hingewiesen, eine Karte von Europa für die Schule anzuschaffen. „s ich net nötig (nicht nötig), Herr Schulentpeter!“ „Warum nicht?“ „Da kommet d' Kinder ja doch nie na in ihrem Leba“, sagte der geographielundige Schullehrer. —

Kleines feuilleton.

ss. Schreibangst. Außer dem leider recht weit verbreiteten Schreibkrampf giebt es noch andre Störungen des Schreibens, auf die Dr. Slansky aus Pilsen in der „Prager Medizinischen Wochenschrift“ aufmerksam gemacht hat. Unlängst wurde der Arzt von einem 49jährigen Beamten aufgesucht, der nach seiner eignen Angabe an Schreibkrampf litt. Dr. Slansky merkte bald, daß es sich hier um einen ganz eigenartigen Zustand handelte, der nicht ohne weiteres mit dem bekannten Schreibkrampf auf eine Stufe gestellt werden konnte. Das Leiden äußerte sich darin, daß der Patient in eine furchtbare Aufregung geriet, wenn er in Gegenwart einer andern Person schreiben sollte, wenn auch nichts weiter von ihm verlangt wurde als eine Namensunterschrift. Er fühlte dann in den Muskeln des rechten Oberarms ein Stechen, und die rechte Hand, namentlich Zeigefinger und Daumen, begann so stark zu zittern, daß die Handhabung der Feder zur Unmöglichkeit wurde. Dies Hindernis trat in etwas schwächerem Grad bereits dann ein, wenn der Beamte eine Störung durch eine andre Person auch nur ahnte oder befürchtete, sogar die Vorstellung, es könnte jemand an sein Schreiben denken, beeinflusste ihn so stark, daß er sich wegen seiner inneren Unruhe gezwungen sah, die Feder bei Seite zu legen. Fühlte er sich aber ganz unbeobachtet, so vermochte er tadellos und ohne Ermüdung seine schriftlichen Arbeiten zu leisten. Nach der Angabe des Patienten hatte sich die Erscheinung ganz allmählich eingestellt, und zwar ohne merkbaren äußeren Anlaß, zuerst vor etwa 7 Jahren. Damals zeigte sich zunächst nur eine geringe Störung der Schreibfähigkeit nach irgend welchen Aufregungen; dann wurde das Leiden immer stärker und setzte den Mann in eine begriffliche Unruhe betreffs seiner weiteren Arbeitsfähigkeit. Der Arzt fand bei der geistigen Untersuchung des Kranken nichts Pathologisches, ebensowenig bei der körperlichen. Der Patient war einmal, aber erst vor fünf Jahren, von einem Wagen überfahren worden, hatte aber nur oberflächliche Quetschungen erlitten. Trunksucht wurde abgestritten, aber durch Erkundigung bei der Frau konnte der Arzt ermitteln, daß der Beamte gewohnheitsmäßig recht viel Bier zu sich nahm, mindestens 3 Glas am Tage und 7—8 abends, zuweilen außerdem noch einen Liter Wein. Eine Schriftprobe zeigte dem Arzt sofort die ganze Art des Leidens. Der Kranke war derart aufgereggt, und seine rechte Hand zitterte so stark, daß er nicht einen Strich mit der Feder machen konnte.

Vom Schreibkrampf unterscheidet Dr. Slansky das beschriebene Leiden deshalb, weil es sich bei jenem um eine Störung der Nerven

Notizen.

— Georg Hirschfelds neues Schauspiel „Neben einander“ ist vom Deutschen Theater in Berlin, vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und vom Münchner Hoftheater zur Aufführung erworben worden. —

— Wilhelm Schmidts Schauspiel „Mutter Landstrake“ wird nunmehr als nächste Novität des Kleinen Theaters anfangs März in Scene gehen. —

— „Blütenmond“, ein neues Drama von Hermann Geijermans, wurde vom Neuen Theater zur Aufführung in der nächsten Saison angenommen. Das Stück ist bereits in Amsterdam mit Erfolg gegeben worden. —

— Im Dresdener Residenz-Theater findet Sonntag die Premiere der Operette „Wein, Weib und Gesang“ von Richard Weise, Musik von Bruno Brenner, statt. — c. Kostspielige Lederbissen. Aus London wird berichtet: Für den Gourmet, dessen Gaumen etwas Ungewöhnliches verlangt, bietet der Londoner Markt zu dieser Zeit Erdbeeren, Birnen und Spargel. Erdbeeren, die sorgfältig in Treibhäusern gezogen sind, kosten 20 bis 25 M. das Pfund. Birnen von vorzüglichem Geschmack sind 2 M. das Stück wert, und Mustattrauben werden für 10 M. das Stück verkauft. Spargel kann für 2,50 M. das Bund gekauft werden; aber der Feinschmecker muß 7 oder 8 M. für das Bund bezahlen, und der höchste Preis für Spargel ist 63 M. für das Bund. —